

## Die USA und die unbegrenzten Möglichkeiten ihrer Mythen

Im Buch „Gründungsmythen des Nationalismus“ ging es um die einflussreichsten nationalen Mythen aus sechs europäischen Ländern. Obwohl diese Länder eine ganz und gar unterschiedliche Geschichte mitbringen – einige standen über Jahrhunderte unter Fremdherrschaft, andere wiederum lagen im Herzen von Kolonialreichen – ähnelten sich ihre Mythen letzten Endes doch auffällig. Sie etablierten allesamt eine oder mehrere dieser Ideen:

1. Die Kontinuität der Nation
2. Eine nationale Einheit, die seit langer Zeit besteht
3. Eine mythische Verbindung zum Land
4. Eine Darstellung des Landes als Opfer
5. Die Nation als große Ausnahme der Geschichte

Die USA sind in diesem Kontext ein spannender Gegensatz. Sie sind immerhin eine ehemalige Kolonie und historisch nicht ohne Weiteres mit Europa vergleichbar. Dennoch folgen auch die Gründungsmythen der USA den oben genannten Punkten sehr genau – insbesondere dem letzten. Die Bewohner kaum eines Landes sehen sich selbst wohl so sehr als Ausnahme der Geschichte wie viele US-Amerikaner und -Amerikanerinnen das tun. Was in England oder Frankreich somit begonnen wurde, brachte es in Amerika wahrlich zur Vollendung. Die Vorstellung, eine Sonderrolle unter den Nationen der Welt auszuüben geht in den USA sogar so weit, dass man das Wort „Exzeptionalismus“ ohne den Zusatz „Amerikanischer“ kaum noch hört ... Und auch das geschah nicht ohne eine ganze Reihe an kleineren Mythen, die diesen amerikanischen Exzeptionalismus fütterten. Im Kern sind das drei: Die Puritaner und ihr „Promised Land“ (das ist die religiöse Ebene des Amerikanischen Exzeptionalismus), die Gründerväter und die Unabhängigkeit (die politische Ebene) und die Expansion in den Westen (die wirtschaftliche Seite).

### Die Puritaner und ihr „Promised Land“

Für die moderne US-amerikanische Nationsidee beginnt alles mit der Kolonisierung durch englische Siedler. Diese begann im 16. Jahrhundert, wobei sich anfangs neben Siedlern aus England auch welche aus Spanien, Frankreich, den Niederlanden und anderswoher dazugesellten. Doch eine Gruppe sticht im Nationsbild der USA besonders hervor: die sogenannten Pilgerväter. Sie setzten Anfang des 17. Jahrhunderts unter anderem auf dem Schiff „Mayflower“ nach Amerika über und waren zu einem großen Teil Puritaner, eine hardcore-protestantische Sekte aus England – wir haben im Kapitel über England schon von ihnen gehört. Unter diesen Siedlern entstand in Amerika – wohl als Resultat ihrer religiösen Prägung – schon bald die Idee eines auserwählten Volkes und eines „Promised Land“. In der Neuen Welt sollte eine grundlegend neue Gesellschaft errichtet und zum christlichen Vorbild für die Alte Welt werden. Eine „City upon a Hill“ wurde das später genannt, die wie ein Leuchtturm von oben auf die Erde strahlen soll. Genau diese Idee steckt im Kern des Mythos der Pilgerväter und würde im Verlauf der Geschichte noch Folgen haben. Nicht zuletzt wurden diese Pilger – obwohl sie nur wenige und geografisch auf den Nordosten konzentriert waren – auch schon früh als Mitbegründer der USA gesehen. Aber diese USA gab es damals noch gar nicht. Erstmal musste knapp hundertfünfzig Jahre nach Ankunft der Pilger der zweite große Mythos der USA folgen: die Gründerväter und die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

## Die Unabhängigkeit und ihre perfekten Väter

Die gesamte Geschichte des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges hier aufzuführen, würde jeden Rahmen sprengen. Im Kern jedoch lehnten sich während der Amerikanischen Revolution europäischstämmige Eliten (im Rest Amerikas würde man sie Kreolen nennen) gegen die koloniale Oberherrschaft aus England auf. Das lag zu guten Teilen daran, dass diese Menschen in den Kolonien der Neuen Welt zwar eine Oberschicht im Vergleich zu den Ureinwohnern und Sklaven darstellten, aber nicht dieselben Rechte genossen wie in Großbritannien Geborene. Ab 1776 begann somit der Unabhängigkeitskrieg, der bis 1783 mit einer Niederlage der Kolonialmacht in London beendet wurde. Im Jahr 1788 folgte die US-Verfassung und im Jahr darauf die Bill of Rights, womit die USA als Staat endgültig geboren waren. Soweit die aller kürzeste Zusammenfassung der politischen Ereignisse der Zeit. Was aber in der Mythologie der USA bis heute viel mehr Platz einnimmt als die Ereignisse selbst, sind die Menschen, die sie gestaltet haben.

In den USA nennt man sie die „Founding Fathers“ – die Gründerväter, obwohl man gar nicht so genau weiß, wer zu diesem Kreis zählt. Im Laufe des 19. Jahrhundert – auch hier ein Trend aus dem Buch – wurden sie aber irgendwann auf sieben besonders bedeutende Personen runterdestilliert: John Adams, Benjamin Franklin, Alexander Hamilton, John Jay, Thomas Jefferson, James Madison und George Washington. Diese Gründerväter galten schon im 19. Jahrhundert nicht als einfache Menschen, sondern wurden als wahre Genies betrachtet. Ihnen wurde ein enormer Weitblick zugesprochen und behauptet, dass diese Männer über Nacht die Demokratie und die größte Nation der Welt erfunden hätten. Von echter Demokratie konnte zwar keine Rede sein, wo doch nur wenige wohlhabende weiße Männer wählen durften. Außerdem wurde hier auch die Frage nach der Sklavenhaltung und der Loyalisten in Nordamerika ignoriert, die im Unabhängigkeitskrieg aufseiten Großbritanniens gekämpft haben. Auch wenn diese Gründerväter einen großen Anteil an der Unabhängigkeit der späteren USA trugen, hat ihr Amerika mit dem von heute nicht viel gemeinsam – zum Glück, würde ich ergänzen! Aber dennoch werden die alten Mythen über die Gründerväter in den USA an Schulen immer noch mit erschreckender Kritiklosigkeit weitergegeben. So lernen viele Kinder etwa, dass George Washington nicht lügen konnte. Wie nah das wohl an den historischen Quellen ist ...

## Der wilde und problematische Westen

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde relativ schnell deutlich, dass der neue amerikanische Staat weiter in Richtung Westen über den Kontinent expandieren würde. Schon 1803 ergab sich da eher zufällig als geplant der „Louisiana Purchase“, in dem die jungen USA Napoleon die französischen Gebiete im Westen der ursprünglichen dreizehn englischen Kolonien abkauften – zu einem wahren Spottpreis obendrauf! Napoleon sah wohl einfach keinen Wert mehr in diesen Kolonien. Für die USA war das ein einmaliger Deal und plötzlich gab es da einen Haufen Land im Westen, der nur darauf wartete, besiedelt zu werden. Und so dauerte es auch nicht lange, bis Menschen in Massen in Richtung Westen zogen, um sich dort eine neue Existenz aufzubauen und ihre Freiheit zu erlangen. Der mexikanisch-amerikanische Krieg von 1848 zementierte diese Expansion dann endgültig. Mexiko verlor diesen Krieg und trat die späteren US-Bundesstaaten Kalifornien, Nevada, Arizona, Utah, Colorado und New Mexico an die USA ab. Der Weg zum Pazifik war frei.

Das beschleunigte die Entwicklung nur noch weiter. Über die wortwörtlichen Leichen der Ureinwohner Nordamerikas hinweg zogen weiße Siedler vom Osten in den mittleren Westen und von dort weiter in Richtung Pazifik. Und schon bald verband sich das mit alten religiösen Vorstellungen,

wie sie schon die Pilgerväter mitgebracht hatten: Die Erschließung des nordamerikanischen Kontinents durch weiße, englischsprachige Siedler wurde zur „Manifest Destiny“ – einem Geburtsrecht des amerikanischen Mannes. Ein jeder dieser Männer konnte sich im Westen seine eigene Freiheit, seine eigene Existenz und sein eigenes Stück amerikanisches „Promised Land“ schaffen. Das stand sowohl dem Einzelnen wie auch der Gemeinschaft der „Amerikaner“ zu – und das ist im Kern die „Manifest Destiny“, wie sie im 19. Jahrhundert auch in literarischen Werken oder auf Gemälden verewigt wurde. Die Expansion brachte aber auch offensichtliche Probleme mit sich. So wurde die Frage der Sklaverei mit der Zeit immer noch drängender. Die Territorien des Westens wurden nur noch in Zweiergruppen in die Union aufgenommen – je ein Sklavenstaat und ein „Free State“. Dieses wacklige System implodierte dann bekanntlich 1861 im Sezessionskrieg. Trotzdem blieb der Mythos der Manifest Destiny auch im 20. Jahrhundert noch sehr lebendig. Den Amerikanern wird ein besonderer Geist zugesprochen durch diese Erfahrung der Expansion in Richtung Westen. Sie sind etwas Besonderes, also steht ihnen etwas Besonderes zu.

### Ein Melting Pot der Märchen

Das ist das Konglomerat an Ideen, das die Idee eines amerikanischen Exzeptionalismus seit Jahrhunderten untermauert. Es gibt da zuerst die religiöse Seite: „Wir sind ein auserwähltes Volk mit besonderen Fähigkeiten und einer besonderen Mission“. Darauf folgt die politische: „Wir haben – dank des Genies der Gründerväter – ein politisches Modell, das der Welt als Vorbild dienen soll.“ Und schließlich die wirtschaftliche: „Es herrschen unbegrenzte Möglichkeiten im Westen. Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied und das wiederum macht uns Amerikaner zu dem, was wir sind.“ Diese Vorstellung des Exzeptionalismus spürt man heute noch. Man sieht es an der amerikanischen Außenpolitik, mit deren Hilfe die USA dem Rest der Welt ihr Modell zu bringen glauben. Man erlebt das aber auch in Gesprächen mit Amerikanern und Amerikanerinnen. Es ist schon auffallend, wie oft auf Partys völlig unironisch Sätze wie „America is the best country in the world“ fallen, die in Europa eher in den Comedy-Club oder zu einer AfD-Demo gehören. Moderne und Globalisierung tun der Stärke des amerikanischen Exzeptionalismus offensichtlich keinen Abbruch. Na dann: God bless America!